

Literatur des Auslandes.

N^o 11.

Berlin, Mittwoch den 23. Januar

1837.

England.

Die Luftfahrt von London nach Weilburg *).

Herr Mason, der den unten angeführten Bericht über die Fahrt, die er in dem Ballon des Luftschiffers Green in Gesellschaft mit diesem und dem Herrn Holland unternommen, hauptsächlich in der Absicht niedergeschrieben und publizirt hat, um, wie er sagt, zu zeigen, daß es Herrn Green gelungen sey, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich bisher den Fortschritten der Luftschiffahrt entgegenstellten, erspart dem Publikum, nachdem er ihm die Thatsachen vorgelegt, die Mühe, sich selbst ein Urtheil daraus zu bilden, indem er die Frage selbst entscheidet. „Diesen Erfolg“, bemerkt er am Schluß, nach Beschreibung der Reise, „trage ich kein Bedenken, jetzt für vollständig zu erklären.“ Herr Monck Mason's bloße Erklärung dürfte jedoch diejenigen wenig befriedigen, denen es um spezifische Beweise und gehörige Gewährung zu thun ist.

Die Hindernisse, mit denen frühere Luftschiffer zu kämpfen hatten, waren: 1) die Unsicherheit und die Kosten der Füllung mit Wasserstoffgas; 2) die Unmöglichkeit, lange genug in der Luft zu bleiben, um eine bedeutende Entfernung zurückzulegen; 3) die mit der Luftschiffahrt verbundenen Gefahren; und 4) die Unfähigkeit, dem Lauf des Ballons eine beliebige Richtung zu geben. Diese Hindernisse, oder wenigstens einen Theil derselben, soll Herr Green, wie der Verfasser des Berichtes behauptet, wiewohl seine Behauptungen nicht ganz klar sind, nach einer Reihe von Versuchen besiegt haben, und zwar: 1) durch Anwendung von Kohlenwasserstoffgas statt Wasserstoffgas, wodurch nicht nur der Kostenanwand und die Gefahr vermindert werden, sondern auch noch der Vortheil entsteht, daß das Gas sich länger in dem Ballon erhalte, weil es mit der umgebenden Atmosphäre nicht so verwandt und folglich minder zum Entweichen geneigt sey. Herr Mason versichert, es seyen dabei noch zwei gleich wichtige Vortheile, aber er sagt nicht, worin sie bestehen. 2) Durch ein scharfsinniges Mittel, den Ballon immer in gleicher Höhe zu erhalten, ohne daß man Ballast auszuwerfen brauche, um sein Sinken zu verhindern, oder Gas herauszulassen, um sein Steigen zu hemmen, durch welche beide Operationen natürlich die Kraft der Maschine erschöpft werden muß. Das Mittel besteht in einem Seil von angemessener Stärke und Länge, welches unten auf der Erde nachschleppt, oder, wenn man sich über der See befindet, in einer Anzahl schwimmender Gefäße mit flüssigem Ballast, die ebenfalls der Neigung zum Steigen entgegenwirken und, wenn sie erforderlichen Falls in die Höhe gezogen werden, die umgekehrte Wirkung hervorbringen. Diese Operation hat sich bewährt, und es ist daher kein Grund vorhanden, die Haltbarkeit der Versicherung, daß sie vollständigen und sicheren Erfolg habe, in Zweifel zu ziehen; aber gesetzt den Fall, man wünschte den Ballon zu wissenschaftlichen Zwecken in einer größeren Höhe fliegen zu lassen, als Herr Green es bis jetzt versucht hat, würde wohl dann dies Mittel noch eben so sicher anzuwenden seyn? 3) Ueber dieses Hinderniß sagt Herr Mason sehr wenig und beweist gar nichts. Er führt an, daß Herr Green 226 Mal aufgestiegen sey, ohne daß ihm der geringste Unfall zugestoßen, und schließt daraus, daß die Luftschiffahrt, wenn man nur geschickt zu Werke gehe, eigentlich gar keine besondere Gefahr habe. „Ich sage ohne Bedenken“, bemerkt Herr Mason, „daß die Luftschiffahrt eben so wenig mit einer außerordentlichen Gefahr verknüpft ist, wie irgend ein anderes der bis jetzt gebräuchlichen Fortschaffungsmittel.“ Herr Mason hat selten Bedenken, wie man sieht, aber dessenungeachtet möchte es ihm doch etwas schwer werden, Andere zu überzeugen, daß ein Ballon eben so gefahrlos sey, wie eine Postkutsche, die eines von den „anderen Fortschaffungsmitteln“ ist. Diese Art von Beweis gehört zu der Klasse derjenigen, welche man in der Logik als solche bezeichnet, die zu viel beweisen. 4) Ueber dieses Hinderniß, das wichtigste von allen, weil es sich dabei um den großen Punkt handelt, der dem Gebrauch der Luftschiffahrt zum Nutzen der Menschheit im Wege steht, sagt Herr Mason nichts. Dies ist der einzige Theil der Sache, wo er Bedenken hat. Er glaubt, die Erörterung der Frage „möchte zu weit führen“, und behält sich dieselbe daher für eine künftige Gelegenheit vor.

So viel von den allgemeinen Punkten der Broschüre; der übrige Theil derselben ist mit Herrn Mason's Bericht über den Verlauf der Reise gefüllt, in welchem einige noch nicht durch die früheren Zeitungsberichte bekannt gewordene recht interessante Wahrnehmungen vorkom-

men. Als der Ballon den Kanal passirt hatte, war es völlig Nacht geworden, und da der Mond nicht schien, so hatten die Luftsegler kein anderes Merkmal, woran sie die Richtung ihrer Fahrt erkennen konnten als die Lichter, mit denen die Erde unter ihnen überall bedeckt war. Diese Schilderung ist eine der besten in der ganzen Schrift.

„Der Anblick selbst“, heißt es darin, „ging über alle Beschreibung. Die ganze Oberfläche der Erde, viele Meilen rings umher, so weit und weiter, als das Auge reichte, war wie überstreut mit den vereinzelten Feuern einer wachsamem Bevölkerung und gewährte ein Sternenschauspiel unter uns, das an Glanz den ferneren Lichtern des gewölbten Himmels über uns fast gleichkam. In der ersten Hälfte der Nacht, ehe sich die emsigen Einwohner zur Ruhe zurückgezogen hatten, kamen fortwährend am fernem Horizont in der Richtung, die wir nahmen, große Lichtmassen zu Vorschein, die uns immer die Nähe irgend einer größeren Ortschaft bezeichneten, und die anfangs fast den Eindruck auf das Auge machten, wie eine Feuersbrunst, wenn man sie aus so weiter Ferne sieht, daß man noch nichts genau unterscheiden kann. Je näher wir kamen, desto heller schienen diese verworrenen Lichtmassen zu werden; sie dehnten sich über einen weiteren Raum aus, nahmen eine bestimtere Form an und machten eine imposantere Wirkung, bis sie sich endlich, wenn wir den Punkt erreicht hatten, wo wir gerade darauf hinabschauen konnten, in ihre einzelnen Theile auflösten und in Straßen oder Plätze zertheilten, so daß wir das vollkommenste Modell einer Stadt, nur in mehr oder minder verkleinertem Maßstabe, je nach der Höhe, in der wir uns befanden, vor uns hatten.“

Der Verfasser bemerkt sodann, daß man sich von dem Eindruck, den ein so seltenes Schauspiel hervorbringe, keine Vorstellung machen könne, wenn man es nicht selbst gesehen, und fügt hinzu: „Daß wir auf einem solchen Fuhrwerk in der gränzenlosen Einsamkeit des Himmelsraums, mitten in der todten Nacht, unbekannt und unbemerkt, still und verborgen Königreiche überblickten, Landstrecken durchforschten und Städte im Grundriß schauten, und zwar in so schneller Folge, daß wir kaum Zeit hatten, darüber nachzudenken, dies war schon an sich allein ein so erhabenes Gefühl, daß es auch weit uninteressanteren Szenen, als die waren, welche den Gegenstand unserer Betrachtungen bildeten, einen mächtigen Reiz verliehen hätte.“

Auf diese Weise schwebten sie über einen Theil des Europäischen Continents, über Städte und Dörfer dahin, die sie nur an ihren künstlichen Erleuchtungen wahrnahmen. „Unter diesen letzteren“, sagt der Verfasser, „war besonders eine, die durch ihre eigene höhere Anziehungskraft, durch die Länge der Zeit, während welcher sie uns vor Augen blieb, und durch den ununterbrochenen Anblick, den uns unsere Lage, gerade über ihr, davon gewährte, unsere Aufmerksamkeit fesselte und uns wiederholte Aeußerungen des Staunens und der Bewunderung entlockte. Im Mittelpunkt eines Distrikts gelegen, der von den unzähligen Feuern, womit er nach jeder Richtung hin, so weit unser Gesichtskreis reichte, übersät war, völlig zu flammen schien, war es, als ob dieser Ort in sich allein und auf den ersten Blick einen Inbegriff von all dem Zauber enthielte, den wir vorher einzeln bewundert hatten. Die vollkommene Deutlichkeit, womit jede Straße durch ihre Reihe von Lichtern bezeichnet wurde, die Formen und Verhältnisse der bedeutenderen Gebäude der Stadt, die Theater und Plätze, Märkte und Hotels, durch größere und unregelmäßigere Anhäufung von Licht angedeutet, dazu das schwache Gemurmel einer geschäftigen, noch munter und lebhaft dem Vergnügen oder dem Gewinn nachjagenden Bevölkerung, dies Alles zusammen bildete ein Gemälde, welches so eigenthümlich und überraschend war, daß man sich vorher keinen Begriff davon hätte machen können. Dies war die Stadt Lüttich, merkwürdig durch die vielen großen Eisenhammer der Umgegend, die ihr eben das bereits geschilderte auffallende Ansehen gaben und uns darauf führten, daß dieser Ort es sey, was wir später bei näherer Untersuchung auch gegründet fanden.“

Wir schließen unsere Anezüge mit der Schilderung eines Vorfalles, der die Reisenden unterwegs sehr erschreckte.

„Es war gegen halb vier Uhr Morgens, als der Ballon, der vor wenigen Minuten durch eine Auswerfung von Ballast plötzlich einen bedeutenden Zuwachs von Kraft erhalten hatte, — denn da wir in einer Gegend, deren Charakter uns ganz unbekannt war, der Erde sehr nahe gekommen, so glaubten wir uns nicht ganz sicher und erleichterten daher den Ballon, — als dieser, sage ich, mit großer Schnelligkeit zu steigen anfing, und ehe wir noch die gewöhnlichen Mittel anwenden konnten, um sein Aufsteigen zu hemmen, hatte er schon eine Höhe von mehr als zwölftausend Fuß erreicht. In diesem Augenblick, während Alles ringsumher undurchdringliche Finsterniß und Dede war, erfolgte mit einemmal an der Maschine oben eine ungewöhnliche Explosion, von

* Account of the late aeronautical expedition from London to Weilburg, accomplished by Robert Holland Esq., Monck Mason Esq. and Charles Green, aeronaut. London, 1836.

einem starken Knistern und Rascheln der Seide begleitet, und alle Zeichen ließen uns das Zerplatzen des Ballons befürchten, obgleich wir uns in einer Region befanden, wo gar keine äußere Veranlassung zu einem so schrecklichen unerwarteten Unfall vorhanden war. Fast zu gleicher Zeit wurde die Gondel, als wäre sie plötzlich von ihren Stricken losgelöst worden, einer heftigen Erschütterung unterworfen, und es schien, als wollte sie so eben mit all ihrem Inhalt in den finsternen Abgrund hinabstürzen. Eine zweite und dritte Explosion folgten schnell auf einander und waren von denselben auffallenden Wirkungen begleitet, so daß der ängstliche Reisende über das Schicksal, das unvermeidlich schien, nicht länger gezweifelt hätte. Einen Augenblick darauf war Alles still und ruhig; der Ballon hatte seine gewöhnliche Form und sichere Bewegung wieder angenommen, und es war keine Spur mehr von der unnatürlichen Erschütterung wahrzunehmen, die er eben noch so seltsamer Weise erlitten hatte.

Dieser Zufall erklärt sich dadurch, daß bei der großen Kälte der Nacht das vorher mit Feuerigkeit gefüllte Netzwerk des Ballons gefroren war; seine Erweiterung beim Aufsteigen aus einer niedrigeren in eine höhere Luftschicht verursachte den Knall, indem die Maschen des Netzwerks plötzlich aus ihrem gefrorenen Zustande befreit wurden; das Gefühl, als ob die Gondel säufe, war eine bloße Täuschung, denn sie stieg im Gegentheil; aber da die Erschütterung so unerwartet kam, war ein irriger Eindruck sehr natürlich.

Frankreich.

Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon.

Der bekannte Vidocq, der die großen Erfabrungen, die er einst bei den Gaunern gesammelt, später im Dienste der Polizei so trefflich anzuwenden wußte, ist nun auch als Theoretiker aufgetreten und hat unter dem Titel *Les Volours* eine Art von Conversations-Lexikon für oder vielmehr gegen Diebe herausgegeben; denn er verrät in demselben alle Geheimnisse der Kunst, und wer jetzt in den Fall kommt, bestohlen zu werden, der kann aus diesem Lexikon erfahren — wenn auch nicht, wo und wie er das Gestohlene wieder erhält, doch wenigstens, in welche Kategorie sein Diebstahl eigentlich gehört. Indessen kann doch mancher der von Herrn Vidocq mitgetheilten Fälle eine Warnung vor ähnlichen Verrüchereien sein, und so ist sein Buch doch wohl nicht ganz unnütz. Wir geben hier zur Probe einige Artikel aus dem alphabetisch geordneten Wörterbuche:

„Grinchir, verb. transit. = Greinschen oder Grabschen, in der Diebesprache ein Euphemismus für Stehlen oder Mäusen (volar). Wir theilen bei Gelegenheit dieses Wortes einige Methoden und Einzelheiten der Diebes-Praxis mit. Manches, was wir hier erzählen werden, geht noch täglich allerorten vor; dagegen giebt es andere Methoden, mit denen sich nur ihre Erfinder besaßen haben und die daher nicht weiter ausgebildet worden sind.

— Grinchir au boulon: Haspen-Greinschen. Die Erfindung dieses Kunstgriffes wird einem Individuum zugeschrieben, welches sich durch seine Liebhaberei an Angeln und Fischfang in der Gauner-Welt einen eben so großen Namen erworben hat, wie ein wohlbekannter ehrenwerther Justiz-Mitglied-Deputirter in der politischen Welt. Da wir (Vidocq spricht) jenes Individuum persönlich kennen, so hegen wir einigen Zweifel, ob ihm die Ehre der Erfindung dieser Methode wirklich gebührt; so viel jedoch steht fest, daß er meisterhaft darin praktiziert hat. Wenn der Pariser Kaufmann die Thüre oder das Schaufenster an der Vorderseite seines Ladens schließt, so verwahrt er sie noch überdies mit Balken und Querstangen. Damit diese fester anliegen und schließen, sind sie mit Haspen versehen, die man durch eine Oeffnung von außen nach innen steckt und an denen inwendig ein Zapfen oder eine Schraube befestigt wird, wodurch die Laden- oder Thürflügel zusammengehalten werden. Der Grinchisseur versteht die Kunst, einen langen dünnen Faden von Draht, der am oberen Ende mit einer Art von Angelhaken versehen ist, durch die Oeffnung, in welcher die Haspe steckt, hindurch zu praktizieren. Mit dem Haken faßt er einen feinen dünnen Gegenstand, z. B. feine Gewebe, Spitzenstreifen, Goldketten u. dergl., die am Schaufenster hängen, und zieht sie allmählig ohne große Mühe heraus. Wer also nicht auf diese Weise bestohlen werden will, der schließe die Löcher, wodurch die Haspen gehen, noch zum Ueberfluß von innen mit einer Eisen- oder Blechplatte.

— Grinchir à la cire. Es kommt eine Person oder es kommen ihrer mehrere zu einem Restaurateur, und während sie speisen, spielen sie ein Stück oder etliche Stücke von dem silbernen Tischgeräth unter den Tisch und kleben es mit einem aus Wachs oder Pech bereitetem Pflaster an der unteren Fläche des Tisches fest. Für den schlimmsten Fall, daß man etwa noch in ihrer Gegenwart den Diebstahl bemerkt, sind sie dann sicher; denn wenn man ihnen auch die Kleider durchsucht, man findet nichts. Wenn alsdann der Ankömmling sich vom Tische erhoben hat und weggegangen ist, so setzt sich alsbald ein Auklerer, der angestellt ist, darauf zu warten, an den nämlichen Tisch und praktiziert das Gestohlene in seine Taschen. Die Erfindung dieser Versteckungskunst datirt von ungefähr zwanzig Jahren her; die Erfinderin war eine junge anmuthige Dame und trieb das Geschäft in Gemeinschaft mit ihrer Mutter; was die Tochter unter den Tisch praktiziert hatte, das holte hernach die Mutter ab. Zwei Jahre lang ging das Gewerbe ruhig und glücklich von Statten; endlich traf das Loos aller Diebe auch die beiden Damen: man nahm sie fest und schickte sie ins Zuchthaus. Bei der Instruction gestanden sie ein, 236 Diebstähle dieser Art begangen zu haben.

— Grinchir à la Limonade. Ein Individuum präsentiert sich in der Eigenschaft und Pracht eines Bedienten beim Konditor und kommandirt zehn, zwölf oder gar fünfzehn Glas Limonade oder Eis für einen Herrn so und so, der in derselben Straße mit dem Konditor

wohnt, nur gerade am anderen Ende. In das Bestellte bereitet, so geht er über die Straße vor dem Konditor-Burschen her und gerade auf die Thüre des bezeichneten Hauses los. Der Bursche kommt heran, der Bediente nimmt ihm sein Brett oder seinen Korb ab und bittet ihn, noch schnell zurückzulaufen und Liqueur mitzubringen, den hätte er zu bestellen vergessen. Der Bursche denkt kein Arg und läuft über Hals und Kopf zurück, um Liqueur zu holen; er kommt zurück, zieht die Glocke am Hause; es kommt zu Explicationen mit dem Portier, und nun erfährt er, wie der verwegene Spitzbube ihm mitgespielt hat. Vornehme Speisewirthe, die ihren Kunden das Essen mit silbernem Geräth ins Haus schicken, haben sich besonders in Acht zu nehmen, damit sie nicht zu ihrem eigenen Schaden erfahren, was Grinchir à la Limonade heißt.

— Grinchir à la desserte: Tafeldecken. Das ist eine Kunst, die man nur in Paris zu üben pflegt. Hier kleidet sich der Grinchisseur wie ein Koch oder Tafeldecker; er trägt eine weiße Zipfelmütze und hat ein großes Küchenmesser an der Seite. In diesem Kostüm verflücht er sich in ein Haus oder Hotel, dessen Lokalität er vorher genau studirt hat; denn es kommt darauf an, daß der Speisesaal so weit als möglich von der Küche entlegen sey. Gerade zur Stunde, wo angerichtet wird, stellt er sich ein, und wenn er unbemerkt bis in den Speisesaal schleichen kann, dann hebt er allem Silbergeräth, das man auf den Tisch gepflanzt hat. Der fingsire Koch steckt ein, so viel er kann, und entfernt sich eiligst, ohne eine Spur zu hinterlassen. Wenn man sich dann zu Tische gesetzt hat, findet sich der Hausherr oder Wirth nicht wenig überrascht; er will die Suppe serviren, ihm fehlt die große Kelle. Hat die Magd sie vergessen? Er schellt; das Mädchen kommt, der Koch kommt, der Tafeldecker kommt; nach vielem Fragen und Reden löst sich das Räthsel. In früheren Jahren ereigneten sich Diebstähle dieser Art zu Paris bei weitem häufiger als jetzt, indem die berühmtesten Meister im Fache der Tafeldeckerei ihre Geschäfte aufgegeben und sich einem ehrlichen Leben zugewendet haben; wir kennen einen, der ein Bucherer, und einen, der ein Gemälde-Liebhaber geworden ist.

— Grinchir au voisin. Die Methode ist schon sehr alt, wird aber noch tagtäglich in Praxis gesetzt, wie wir denn noch ganz neuerlich in der Gazette des tribunaux eine Geschichte von einem Uhrmacher in der Straße St. Honoré gelesen haben, den man auf diese Weise gepreßt hat. In des Uhrmachers Laden tritt ein Mann, der als Nachbar angezogen ist, d. h. er trägt einen Schlafrock oder eine kurze Jacke oder ein ähnliches bequemes Kostüm, je nach den Umständen. Der Mann sieht sich allerhand kostbare Uhren an, denn er will seiner Frau oder seinem Neffen eine schenken; kaufen will er sie jedoch nicht eher, als bis der Neffe die Uhr gesehen hat und diese ihm gefällt. Endlich nimmt der Mann eine Uhr und bittet den Uhrmacher, ihm einen feiner Gehülfsen mitzugeben, der das Geld dafür in Empfang nehmen könnte; denn höchst wahrscheinlich werde er sie behalten. Er empfiehlt sich, und der Uhrmachergehülfe geht mit; nach ein paar Minuten Weges über die Straße stehen die Beiden vor der großen Einfahrt eines ansehnlichen Hauses, der Herr Nachbar klopfet oder zieht die Glocke, die Thüre geht auf, „Treten sie gefälligst ein“, spricht er zu dem Uhrmachergehülfsen; „belieben Sie voranzugehen, mein Herr“, erwidert dieser. „Bitte sehr“, spricht der Nachbar, „nur immer voran, ich bin hier zu Hause.“ „Wenn Sie befehlen“, spricht der Uhrmacher und schlüpfet mit einer Verbeugung hinein; kaum ist er drin, so schlägt der Nachbar die Thüre hinter ihm zu und macht sich fort. Nun muß der Betrogene erst dem Portier des Hauses lange Erklärungen machen, wozu er angekommen und was er hier zu suchen habe, und ehe derselbe sich bewegen läßt, die Schnur zu ziehen und den Eingesperreten zu entlassen, ist der Herr Nachbar längst über alle Berge.

— Grinchir aux deux lourdes. Ein Herr vom vornehmsten Anstand, von den feinsten Manieren, in eleganter Kleidung, fährt mit Extrapost beim ersten Gasthofe in einer Stadt vor und nimmt die schönsten Zimmer in Beschlag. Er hat einen Kammerdiener; in der ersten Stunde nach seiner Ankunft miethet er einen Lohnlakai. Jeder Zoll an ihm ist ein Millionär; kaum läßt er sich zu einem Wort an den Wirth und seine Leute verab: der Kammerdiener rechnet und bezahlt für ihn. Dieser nimmt sich nie die Mühe, die Posten nachzuzählen, und wenn er den Namen seines Herrn nennt, so nimmt er jedes Mal den Hut dabei ab. Kurz, Alles löst Respekt, Verehrung und Zufriedenheit ein. Auf diese Weise wird der Weg gebahnt. Eines Morgens läßt der fremde Herr einen Wechsel rufen; es stellt sich Einer ein, bereit und mit großem Eifer. Der fremde Herr zeigt ihm so und so viel Rollen voll fremder Goldstücke, wogegen er französische Zwanzigfrankenstücke einwechseln will. Der Wechsel prüft, reibt und wägt die Münzen; Gepräge und Gewicht sind richtig. Man kommt über Preis und Agio überein; morgen oder übermorgen zur bestimmten Stunde soll das Geschäft abgemacht werden. Der Wechsel stellt sich pünktlich ein, er berechnet schon im Voraus sein schönes Gewinnstchen. Der gnädige Herr empfängt ihn in seinem Schlafzimmer, er sitzt in einem prächtigen, weiten Schlafrock vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brennt. Der Wechsel zählt sein französisches Gold auf den Tisch, man rechnet ab; der gnädige Herr läßt das Geld unberührt liegen und bittet den Wechsel, ihm nebenan ins Cabinet zu folgen, wo das fremde Geld für ihn bereit liege. Während die Beiden durch ein paar andere Zimmer ins Cabinet gehen, scharrt der Kammerdiener dasjenige, was der Wechsel aufgezählt hat, zusammen und macht sich fort. Der gnädige Herr will im Cabinet seinen Secretair ausschließen, sich da, er hat den Schlüssel vergessen. Er geht ihn holen und kommt natürlich nicht wieder, sondern eilt seinem Kammerdiener nach, um den Diebstahl zu theilen.

Man glaube indes nicht, daß der Grinchisseur à deux lourdes sich meistens an die Geldwechsler mache. Die folgende Anekdote wird beweisen, daß er auch die Juweliere beehrt.

Im Jahre 1812 oder 1813 steigt ein Herr in einem der vornehmsten Gasthäuser zu Hamburg ab. Sein Bedienter prahlt bei aller Welt mit den Millionen, die sein Herr im Vermögen habe, und mit der Heirath, die er nächstens schließen und wodurch er noch einmal so reich werden wird. Das Betragen des Herrn macht den Prahlereien des Dieners keine Schande, er bezahlt pünktlich, er bezahlt splendid, er wirft Geld hin, als wäre es nichts. Eines Tages, nachdem er sich solchergestalt in hohe Reputation gesetzt, läßt er den Wirth rufen, eröffnet ihm, er wüßte allerlei Schmuck für seine Verlobte zu kaufen, er sey jedoch in Hamburg unbekannt, der Wirth möge ihm einen recht realen, soliden Juwelier nennen und wo möglich einen, der den elegantesten Laden in der Stadt führe. Der Wirth ist entzückt, daß ein so großer Herr ein solches Vertrauen in ihn setze; er empfiehlt den Juwelier Abraham Levy. Der Fremde geht zu Herrn Levy und bestellt Schmuck und Bijoux zu einem Betrage von 150.000 Franken. Am dem Tage, wo der Juwelier die Sachen zu liefern versprochen, ist der fremde Herr unwohl; doch da Herr Levy sich melden läßt, wirt er sich in ein Negligee und empfängt den Juwelier in seinem Salon. Er beschickt den gelieferten Schmuck, prüft und lobt jedes einzelne Stück, öffnet einen prachtvollen Eblinderschreibtisch, legt die Kleinodien sehr sorgfältig in ein Schubfach und schließt ihn wieder zu, läßt jedoch den Schlüssel stecken. Darauf schellt er nach seinem Kammerdiener, der soll ihm den Schlüssel zu einer eisernen Kassette bringen, die im Zimmer steht. Er schellt ein, zwei, drei Mal, der Kammerdiener giebt kein Lebenszeichen. Der Herr wird ungeduldig, dann jernig und verläßt endlich das Zimmer, um den Schlüssel selbst zu holen. Der Juwelier und sein Commis warten, sie warten eine Viertelstunde, der Herr kommt nicht wieder. „Er bleibt sehr lange“, spricht Herr Levy zu seinem Commis, „die Sache wird mir bedenklich.“ — „Wie meinen Sie bedenklich“, erwidert der Commis. „Ja, wenn er den Schmuck mitgenommen hätte, aber der liegt hier im Secretair. Wir haben also nichts zu besorgen und können uns immer noch ein wenig gedulden. Wer weiß, es kann ihm ein Bedürfnis angekommen seyn, gerade wie es den Bedienten rufen wollte.“ — „Sie haben Recht, Freund Bractmann“, sprach Herr Levy und gab sich zufrieden. Nach einiger Zeit jedoch zog er die Uhr und hob an: „Nun sind schon 35 Minuten, daß er fort ist; daß ist unerklärlich: sollen wir ihn rufen?“ Herr Bractmann stimmt seinem Prinzipal bei, sie rufen den Herrn beim Namen, keine Antwort. „Ich meine, um der Sicherheit willen“, sprach der Juwelier, „da er doch den Schlüssel hat stecken lassen, wir machen den Secretair auf.“ — „Ich bitte Sie, Herr Levy, woran denken Sie? Wenn er nun wiederkommt und findet, daß wir über seinen Secretair gegangen sind, was wird er von uns denken, was wird er sagen?“ — Der Juwelier resignirt sich und wartet noch länger; aber endlich, nachdem drei Viertelstunden vergangen sind, wird ihm die Sache zu arg; er schellt, die Domestiken des Gasthofes eilen herbei, man ruft, man sucht nach dem gnädigen Herrn, er ist nicht zu finden. Der Secretair wird geöffnet; wer schildert die Bestürzung des armen Herrn Abraham Levy! Die Zimmerwand, an welcher der Secretair stand und die Hinterwand des Secretaires selbst waren durchbrochen und die Doffnungen führten gerade zur Koffseite eines im Nebenzimmer an der Wand stehenden Bettes, so daß man mit der größten Leichtigkeit das Geschmeide aus den Schubladen des Secretaires herausnehmen konnte. Beide Spitzbuben waren längst durch die Thüren der Nebenzimmer entwichen, und in dem Augenblick, wo Herr Levy den Betrug bemerkte, gewiß schon eine Meile weit von Hamburg. Der Eine von diesen beiden trefflichen Grincheurs wohnt gegenwärtig ganz ruhig in Paris und ist ein ehrlicher Mann geworden.

Demnach lautet die Regel: wer Geld verwechselt, und wer einer Person, die er nicht ganz genau kennt, Juwelen verkauft, der verliere sein Gold und seine Juwelen bei Liebe nicht aus den Augen, und um seinen Preis lasse er sie einschließen, ehe er die Bezahlung eingestrichen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Essai sur le duel. — Von Chateaullard.
 Leonie. — Trauerspiel von Delrieu. 4 Fr.
 Essai sur les aveugles-nés. — Von Dufau. 5 Fr.
 Traité des maladies epizootiques des bêtes. — Von Dupuy. 7½ Fr.
 Encyclopédie pratique du jardinage. — Erste Fsg. 4. 30 Cent.
 Napoléon et la conquête du monde. — 7½ Fr.
 Paris. Londres. Keepsake français pour 1837. — Erste bis fünfte Fsg. mit Kupfern. 2½ Fr. Das Ganze wird aus 26 Fsgen. bestehen.
 Sathaniel. — Roman von Seullé. 2 Bde. 15 Fr.

R u s s l a n d.

Von der Wichtigkeit des Kartenspiels. Von Ib. Bulgarin.

Ich behaupte ein für allemal, daß die Erfindung der Spielarten eben so wichtig ist, als die des Pulvers, der Buchdruckerkunst, der Magnetnadel, der Dampf-Maschinen und ähnlicher Dinge. Ja, in einigen Fällen gebe ich den Spielarten sogar den Vorzug. Für die menschliche Gesellschaft sind sie, was der Rettungsanker dem Schiffe ist. Hätten die Alten den Gebrauch der Spielarten gekannt, so würden sie eine Menge Noth und Thorheiten sich gespart haben. Ehrwürdige Römer hätten nicht die Welt durchzogen, um friedliche Völker zu unterdrücken, und diese Völker würden sich in ihrer Verzweiflung nicht wieder auf das Römische Reich geworfen haben. Man hätte keine Theilung des Römischen Reiches nach seinem Verfall und eben so wenig eine Völkerwanderung gesehen, die fast alle Ausflüßung von der Erde verüßte. Wollten und Whist hätten ehrwürdige Römer und Barbaren an den Spielstisch gesteuert und alle wilde Leidenschaften unter-

jocht, namentlich deshalb, weil die Lust am Kartenspiele den Menschen an eine Stelle und an eine Gesellschaft bindet.

Die Völker des Alterthums spielten Hazardspiele, Würfel und dergleichen. Daher stammt alles Uebel. Wir nehmen nur die sogenannten Commerce-Spiele in Schutz, die der menschlichen Gesellschaft den wahren Haltpunkt gaben, das Zusammenleben befestigten und zu der heutigen Europäischen Bildung den Grund legten. Keine Entdeckung, keine Erfindung der Welt kann mit den Spielarten verglichen werden! Sie kommen fast den Dinern gleich! Ein größeres Lob und eine größere Wichtigkeit kann ich ihnen nicht beilegen! Der Vorzug der Europäer vor den Bewohnern anderer Welttheile besteht im Zusammenleben, und unser Zusammenleben hat zur Basis die zwei Hercules-Säulen: Dinern und Whist. Ohne diese wären wir wilde Thiere geworden.

Ein Mittagmahl und eine Partie Whist sind für mich eine wahre Wohthat, eine Spazierfahrt auf dem Meere, mit Einem Wort Alles, was die Hülfsmittel darbietet, geistige und physische Kräfte in ein gehöriges Verhältnis zu bringen. Wenn man sechs Stunden in seinem Cabinet arbeitete, gegen hundert Bücher durchsuchte, um einen Gran eines gesunden Gedankens aufzufinden, und mehr als 10 Bogen Papier beschrieb, so tritt man in Gottes Welt wie aus einem Schmelzofen. Stößt man dann auf einen Pedanten, oder auf einen redeligen Liebhaber der Literatur, oder auf einen Politiker, der den Bewegungen der Truppen des Don Carlos und der Königin Christine und den Parlaments-Reden wie ein getreuer Trabant folgt — wehe uns! Man sucht Zerstreuung, einige Augenblicke Erholung von geistiger Anstrengung; man will sein Haupt durch den leichten Duft von Chateau Lafitte und durch gedankenlose Gespräche erfrischen, und siehe da, ein Pedant, ein Liebhaber der Literatur (Uf!) oder ein Politiker lastet auf Euch mit seiner ganzen Schwere wie ein Karnal auf dem Elephanten, und stößt Euch mit seiner Stachelspitze in den Kopf! Hundertmal lieber möchte man krank nach einem reichen Diner, oder dreimal groß Schlemmen in sechs Robber Whist werden, als in Gesellschaft mit dergleichen Verstandes-Prätendenten seine Zeit verbringen.

In Gesellschaft muß man mit und für die Menschen leben, damit sie es auch mit uns thun. Jeder von uns hat seine alten und neuen Verbindungen, seine Verwandten und Freunde; es giebt gute liebe Leute, die man gern sieht, wenn man auch von ihnen nicht erfahren kann, an welcher Stelle z. B. Dieg bei Konstantinopel landete; auch giebt es Leute, die man nicht gern sieht, die man aber sehen muß, weil sie von Leuten, die uns nützlich oder angenehm sind, gern gesehen werden. Aus solchen Elementen besteht die Gesellschaft. Wer möchte es wohl versuchen, Alle und Jeden zu unterhalten, es Allen und Jedem recht zu machen! Das ist eben so unmöglich, als die Quadratur des Kreises und ein Perpetuum mobile aufzufinden. Macht man selbst den Erzähler, so ermüdet man die Hälfte der Gäste und erwirbt sich den Namen eines Schwätzers; fordert man Andere zum Erzählen auf, so schlafen Einige ein, und in Anderen regt man eine unangenehme Rivalität auf: es erheben sich Zwist, man hört spize Redensarten, keigende Bemerkungen — oder, was noch schlimmer ist, die liebe Langeweile breitet ihre Bleifittige über den ganzen Zirkel aus. Die Tafel ist aufgehoben. — Wohl bekomme! Schnell die Karten in die Hände! Die Hausfrau wird dadurch der unerträglichen Pflicht überhoben, sich mit den Gästen zu unterhalten; selbst sorgt man für seine Freiheit, macht allen Albernheiten und Unannehmlichkeiten ein Ende, und, was noch mehr ist, man verleiht jeden Gast in eine unabhängige Lage. Mit den Karten endet man alle indiscrete Fragen und Sekundigungen, alle fade Witze; die Karten entheben den höheren Beamten der lästigen Familiarität seines Untergebenen und diesen der irdischen Kälte seines Chefs. Die Karten erlösen zwei Nebendubler, zwei Feinde, aus der peinlichen Lage, vor der Welt freundlich zu thun oder sich mit Epigrammen zu beschließen, und, was am wichtigsten ist, die Karten equalisiren alle moralische Fähigkeiten der Menschen, eine unerlässliche Bedingung des Zusammenlebens, weil ein hervorragendes Talent das Gleichgewicht in der Gesellschaft führen würde. Ein Negger erscheint nicht so schwarz neben einem Mulatten, als neben einer blonden Schönen. Die Karten sind heutzutage, was einst die Masken in Venedig waren. Die Patriizer gingen durch die Straßen maskirt, namentlich um das Volk nicht zu geniren und sich bei demselben in Respekt zu erhalten. Das Volk sah das Antlitz der Patriizer nur bei feierlichen Gelegenheiten. Das Talent muß sich nur in den Schöpfungen des Menschen zeigen, in Handlungen und Büchern. In Gesellschaft muß man Karten spielen, zu Mittag essen und sich amüsiren — nur nicht auf Kosten Anderer. Das Talent hat in Gesellschaft keine ausgezeichnete Tracht, keinen besondern Mantel und kein Barett; nur das Genie darf originell seyn und ohne Gefahr Thorheiten aller Art begehen. Darum giebt es auch mehr Thorheiten in der Welt, als geniale Erscheinungen. Mit dem Ausdruck Talent will ich nicht nur Schriftsteller und Künstler bezeichnen. Ein ausgezeichnete, verständiger Offizier oder Civil-Beamter, ja, ein aufgestärkter Kaufmann, mit einem Wort Jeder, der sich durch seine Bildung über die Masse erhebt, der sich durch die ausgezeichnete Weise, in der er seine Pflichten erfüllt oder seine Geschäfte betreibt, bemerkbar macht — trägt in seinem Innern den Keim des Talente. Nicht Jeder konnte die Bahn der Literatur und Kunst betreten; gäbe es aber ankerhalb des Feldes der Literatur und Kunst keine talentvolle Leute, für wen sollte man dann wohl schreiben und Pinsel und Meißel führen? Wer sollte über Literaten und Künstler das Urtheil sprechen? In ihren eigenen Angelegenheiten sind Literaten und Künstler immer parteiische Richter; Reid und Verbindungen — die Grundlagen ihrer Beurtheilungen.

Ich bitte daher, nicht zu glauben, daß nur Diejenigen Karten spielen, die an nichts denken, nichts thun und nicht im Stande sind, etwas zu denken und zu thun! Ja, ein dummer Mensch, ein angewachter Narr, ist nicht im Stande, Whist zu spielen. Einem solchen Menschen wird es eben so schwer, das Spiel zu begreifen, wie die höhere Mathematik und

die Differential- und Integral-Rechnung. Unter der Zahl der Whistspieler kann man dreist den vierten Theil als geschickte und thätige Leute betrachten, die nach ihren Geschäften zur Erholung spielen. Zwei Drittel der Spielenden machen freilich von jenen geschickten und sachkundigen Leuten keinen anderen Gebrauch, als von Karten, Kreide und Börsen, d. h. sie bedienen sich ihrer, damit ein Spiel zu Stande kommt, und diesen Zwei Dritteln ist das Spiel eben so notwendig, als Luft und Licht, weil sie ohne Spiel nicht leben und in der Gesellschaft nicht bemerkt werden könnten. Für diese zwei Drittel ist das Spiel ein Schiff, welches sie in den ersehnten Hafen führt, obgleich sie selbst nichts Anderes als Ballast sind. Ohne Ballast aber gäbe es keine Schifffahrt! Ein ruhiger, angenehmer Spieler und guter Bezahler ist etwas Wichtiges im gesellschaftlichen Leben. Zu der Conduitenliste der großen Welt liefert er eine glänzende Notiz. Dergleichen Leute werden gesucht und verhätschelt. Literaten, Künstler ladet man nur ein, um sie zu zeigen, zu einer Art von Ausstellung, und leider giebt es unter ihnen solche gutmüthige Menschen, die, in dem Wahn, in der Glorie ihrer Berühmtheit zu schwelgen, sich in die geselligen Zirkel begeben, um dort, wie in Schaubuden, die Neugier des schaulustigen Volks zu befriedigen. Der verständige Literat und Künstler besucht nur dann Gesellschaften, wenn er einen guten Wagen hat und mit Karten umzugehen weiß, und nimmt eine Einladung nur dann an, wenn man ihn zu Mittag und zum Whist bittet. Nach einem sogenannten Thé (das heißt, nach einer Gesellschaft, wo nicht zu Mittag gespeist und nicht Karten gespielt wird) bin ich drei Tage lang ganz unfähig, mich mit etwas zu beschäftigen, und suche ich immer nach der ohne Nutzen und Vergnügen verlorenen Zeit. In diesen drei Tagen würde ich ein vortrefflicher Mitarbeiter irgend einer Zeitschrift sein, deren Zweck es ist, den Ruhm ihrer Freunde und der ergebenen Diener des Herausgebers zu verherrlichen!

Der vierte Theil der Whist- und Kartenspieler überhaupt ist die unsterbliche Phalanx, die Elite der Helden. Furchtbar und entfesselt ist es, ihren Kampf zu sehen, und noch schrecklicher, wenn sie mit gewöhnlichen Whistspielern zu thun haben! Da ist das Spiel kein Spiel mehr, sondern ein Geschäft, ein wichtiges Geschäft, wie eine Handels-Speculation, wie eine Belagerung. Der Geist arbeitet, die Zunge ist wie gelähmt, das Auge aber lauert, ruhig wie Marmor ist das Gesicht! In solchem Spiel vereinigen sich die mathematische Berechnung des Ingenieurs, die Tapferkeit des Grenadiers, die Kühnheit des Korsaren, die Berechnung des Kaufmanns, die Begeisterung des Poeten und die Ueberlegung des Profaniers. Das einzige Ziel ist Geld, diese Springfeder des Mechanismus im geselligen Leben, diese Springfeder, die das menschliche Geschlecht, einem Automaten gleich, weinen, lachen, singen, tanzen, sich verneigen, mit den Füßen scharren, sich krümmen, ja, sogar schreiben und lesen macht! Dieser ganze Mechanismus liegt vor einem auf dem grünen Tuche, in 32 Karten. Das Glück eines Jeden hängt von den Trils ab, die er macht. Seligt es damit, so kauft man sich ein Haus, ein Gut, eine schöne Equipage und wird viel höher geschätzt, als alle geldlose kluge Leute, die Niemand zu Gast bittet, vor denen Niemand sich verneigt, weil Jeder innerlich von sich überzeugt ist, er sey klüger als alle Andere, und diese Anderen nur deshalb für besser hält, weil sie ein gutes Gedächtniß und Geld haben.

Ein Held im Spiel muß jedoch geboren werden, wie ein Dichter, ein Musiker oder Künstler. Nach solchem Ruhm jage man ja nicht; man erringt ihn nicht und läuft Gefahr, den Hals darüber zu brechen. Mit dem Helden im Spiel verhält es sich wie mit allen großen Männern. Man spricht von ihnen, ohne sie jemals gesehen zu haben. Nicht nur erfindet man Anekdoten auf ihre Rechnung, man erzieht ihnen sogar die Ehre, die ausschließlich Männern ersten Ranges gehört, man verleumdete sie! Ein unbestreitbarer Beweis von Vortrefflichkeit! Alle geschickt gewonnene Spiele werden wiederholt erzählt und im Gedächtniß aufbewahrt. Sie bilden die Traditionen, die Sagen unseres verfeinerten geselligen Lebens. Noch jetzt leben in unseren Gesellschaften Traditionen und Sagen über Spieler aus Potemkin's Zeit! Sie sind der Ruhm unserer Geselligkeit! Das Andenken an unsere schriftstellersnden Kollegen wird begraben werden in den Katalogen des Buchhändlers Smiridin, in irgend einer literarischen Vorlesung, die man beim Abschied von der Schule so schnell als möglich zu vergessen sucht; das Andenken aber an einen Helden im Spiel wird an üppigen Mittagstafeln und in eleganten Salons immer erneuert werden. „Ich habe die Ehre, Ihnen den Sohn des verstorbenen Herrn N. N. vorzustellen.“ — „Ah, ich weiß, Ihr verstorbenen Vater gehörte zu unserer Partie! Er war ein ausgezeichnete Spieler, ein wahrer Meister! Ich bitte, treten Sie näher, ich bin sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen.“ — „Ich bin so frei, Ihnen Herrn N. N. vorzustellen; er ist der Sohn des verstorbenen Verfassers...“ — „Ja, ich habe von ihm gehört! Vermögen, glaube ich, hat er nicht hinterlassen? Die Herren Autoren sind schlechte Speculanten... sie schreiben und denken an keine Geschäfte! Sind Sie auch Schriftsteller?“ — „Nein, o nein!“ — „Nun, Gott sey Dank, so kann man doch etwas für Sie thun, bei Gelegenheit“... Sey so gut und zieh' ab, mein lieber Verfassers-Sohn!

Nach allem diesem schimpfte man noch auf die Karten und behauptete, sie wären unnütz und schädlich! Nicht einmal meinem Arzt glaube ich in dieser Hinsicht, wenn er versichert, daß ich, Morgens am Arbeits- und Abends am Spieltisch sitzend, wie ein frühes Grab bereite. Als ob es nicht einerlei wäre, an Karten zu sterben oder an Langeweile. Wer für die Gesellschaft geboren ist, wer, wie ich, es liebt, mit Menschen umzugehen, der muß, um mit ihnen zu leben, entweder Karten spielen oder vor langer Weile sterben, oder Andere zu Tode langweilen.

Ich sagte bereits, daß man nicht ewig lesen, ewig schreiben, ewig sprechen kann, folglich muß man durchaus Karten spielen. Ich würde mit Freuden mein halbes Vermögen hingeben, wenn schlechte Schauspieler, schlechte Stücke im Theater, schlechte Musik und schlechte Ballets mir gefallen könnten. Zehn Jahre meines Lebens würde ich dafür opfern, wenn Klatschereien, Verleumdungen, schlechte Wize und die bleierne Liebenswürdigkeit der großen Welt mich belustigen könnten. Mein halbes Leben und mein halbes Vermögen würde mir nicht zu theuer seyn, wenn pedantische Unterhaltungen, literarische Vereine und politische Gespräche mich zu interessiren im Stande wären. Mit liebenswürdigen Damen mag ich gern zusammen seyn in ausgewählten Kreisen, die aber so selten sind, wie die Nordlichter; mit Gelehrten liebe ich es, mich zu beraten, und mit Literaten freundschaftliche Gespräche zu führen — aber nicht über Literatur. Dies sind indessen lauter Seltenheiten auf Erden. Unter einer Menge liebenswürdiger, geschickter und guter Frauen giebt es nur sehr wenige, welche die Unterhaltung mit Literaten lieben! Nur wenige gutmüthige Gelehrte giebt es, die gern mit Rath beistehen, ohne mit der Last ihrer Gelehrsamkeit zu erdrücken, und noch weniger Literaten, die bereit wären, Euch einigcs Talent zuzugestehen. Was soll man also thun? — zu Mittag essen und Whist spielen! Ich schreibe diesen Ruffah, und mein Arzt schreibt mir... ein Rezept... Thorbheit, liebster Doktor! Zehn Jahre früher oder zehn Jahre später, dem großen Schlemm, den uns die Natur verschrieben hat, entgehen wir doch nicht! Bis dahin — trumpsche ich!).

Bibliographie.

- Van Jagosinski, Roman von Popoff.
Erzählungen über Diefes und Zenes, so wie über nichts.
Gymnasial-Kursus der reinen Mathematik, von Lefnewski.
Wörterbuch der Haus- und Landwirtschaft, von Dwizubski.
Schilderung des Feldzuges in Frankreich im J. 1814, von Michailowski-Damilewski.
St. Petersburgische Flora, von K. Lewin.
Meine ländlichen Mußestunden. Gedichte des Bauern M. Suchanoff.
Kursus der Viehzucht, vom Professor und Ritter Wsewolo d.
Schlüssel zu Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs, von P. Strojew, Chef einer auf Kosten der Regierung veranstalteten archäologischen Expedition.
Briefe über den Gottesdienst der Griechischen Kirche.

Mannigfaltiges.

— Schulen in Holland. Die Revue des deux mondes bringt seit einiger Zeit die Berichte, die Herr Victor Cousin über den Zustand des Unterrichtswesens in Holland, nach seiner im Herbst 1836 unternommenen Reise, abgestattet hat. Für Deutsche Schulmänner dürften diese Berichte insbesondere auch darum von Interesse seyn, weil Herr Cousin zuweilen Gelegenheit nimmt, seine neuen Beobachtungen mit denen zu vergleichen, die er früher über das Schulwesen im nördlichen Deutschland und insbesondere in Preußen herausgegeben hat. Die Revue vom 1. Dec. 1836 enthält den Bericht des Herrn Cousin über die Normal-Schule in Harlem, und die vom 15. Januar 1837 das Resultat seines Besuches der Schulen von Rotterdam. Was den Elementar-Unterricht in Holland betrifft, so äußert sich der Berichterstatter folgendermaßen darüber: „Der hervorragendste Charakterzug der Holländischen Elementarschulen ist der Mangel jeder besonderen Unterweisung in der Religion, ja sogar in der Sittenlehre, bei dem Unterrichte eines der moralischsten und religiösesten Völker der Erde. Die Deutsche Praxis ist davon ganz abweichend, und dieser Unterschied entspringt aus der entgegengesetzten Beschaffenheit dieser beiden ausgezeichneten Länder. In Holland meidet man Alles, was einen theoretischen und spekulativen Anstrich hat, als einen unfruchtbaren Luxus, besonders bei der Erziehung; man hält sich vielmehr an die Wirklichkeit, d. h. an die Gewohnheiten, die man durch beständige Übung auszubilden sich bemüht. In Deutschland dagegen, wo der Geist der Speculation vorherrschend ist, giebt es keine Elementar-Schule, in der nicht unter den einfachsten Formen die Wahrheit des Christentums, die für die Armen an Geist eben so wie für die Gelehrten geschaffen ist, in ihren allgemeineren dogmatischen Prinzipien, so wie in ihren moralischen Folgen, als die feste Grundlage des häuslichen und öffentlichen Wohles dargestellt und gelehrt wird. Ich meinerseits, ich verpichte dem Deutschen Systeme bei. Ich gestehe, daß mir jene absolute Trennung von Schule und Kirche nicht besser scheint, als ihre Durcheinanderwerfung. Es würde hier noch eine „richtige Mitte“ aufzufinden seyn, von der man jedoch in Holland weit entfernt ist.“

— National-Eigentümlichkeiten. Ein altes Englisches Sprichwort sagt: Der Engländer ist nur dann glücklich, wenn es ihm recht miserabel geht; der Schotte ist nur dann zu Hause, wenn er sich auswärts befindet, und der Irländer hat nur dann Frieden, wenn er im Kriege ist. Horace Walpole meint, der Engländer mache sich aus jedem Unglück ein Schauspiel, und jedes Uebel sey ihm eine Kuriosität. Als die Pest in London war, liefen die guten Leute nach den Häusern hin, wo sie eben wüthete, bloß um sich das Ding mit anzusehen. „Ich bin überzeugt“, fügt Walpole hinzu, „daß, wenn sich der Marschall von Sachsen mit 10,000 Mann Franzosen auf dem Wege nach London befände, die guten Einwohner dieser Stadt sich beeilen würden, alle Fenster in Cheapside und Charing-Cross zu miethen, um den Feind hier vorbeikommen zu sehen.“

*) Eine Sammlung der Vermischten Schriften von Vulgarin in vier Bänden ist so eben von Russischen Zeitschriften angekündigt worden.